

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Geist im Sport

Giese, Fritz

München, 1925

Teilbedeutung der Sportkultur

DIE TEILBEDEUTUNG DER SPORTKULTUR

Zum Schluß müssen wir uns klarmachen, daß der Sport immer nur eine relative Bedeutung haben kann. Das, was wir im allgemeinen auseinandergesetzt haben, trifft den Kern des Wesens und bezeichnet sozusagen den Idealfall der verschiedenen Möglichkeiten. Jeder Idealfall ist unwirklich, denn er stellt die Abstraktion aus den Varianten des Lebens oder den oft unerreichbaren Höchstwert eines Zusammenhangs dar. Wir brauchen die Konstruktion solcher Idealfälle, um die großen gemeinsamen Kennzeichen und die immer wieder entscheidenden Leitlinien zu ermitteln.

Wenn wir dann aber zum Leben zurückkehren, müssen wir darauf hindeuten, daß alle Allgemeinheiten — gleichviel welcher Kulturidee — der Ummodelung unterstehen, daß sie sich also relativieren aus diesem oder jenem Grunde. Diese Relativierung stellt den Spielraum dar, im Rahmen dessen vom Idol abgewichen werden kann. Durch Relativierung soll nicht eine völlige Ziellosigkeit oder die Zunichtemachung des Idealfalls ausgedrückt werden. Wer nur dem Relativismus sich zuwendet, neigt gern zur Aufhebung normgültiger Maßstäbe. Er kann das, solange er erklärt. Daher ist beispielsweise immer die Psychologie eine Wissenschaft, die von der Relativierung notgedrungen überzeugt sein muß, denn wo sie absolut vorging, wie in vergangenen Zeiten der Spekulation, ist sie gescheitert. Ganz und gar anders liegen die Dinge, wenn wir nicht erklären, sondern gestalten sollen. Man kann Häuser oder Kirchen nach bestimmten Typen einordnen und die Stilarten der Gebäude auch in ihren Übergängen nach relativen Normen unterteilen. Wird aber irgendwo ein Bau errichtet, dann handelt es sich um die absolute Festlegung der Einzelheiten für dieses eine Werk. Es muß eben entweder romanisch oder gotisch oder modern sein (um dies ganz grob auszudrücken) — oder gar ein Gemisch aus Konzession und Stillosigkeit versuchen. Aber irgendwie präzise festlegen muß es sich, so oder so.

Daher die Notwendigkeit der abstrakten Ideale, die uns den Kern und den Ursinn unter allem Wechsel der Erscheinungsweisen darzustellen haben. Was ist als relativisierend im Sport zu nennen? Welche Momente unterstehen dem Gesetz des Wandels? Richtiger herausgearbeitet: was im Sport wird Ursache für die objektive Teilgültigkeit aller der erwähnten Erkenntnisse?

Wir wollen von den beeinflussenden Faktoren hier die Kulturepoche, die Rasse, das Alter, die Bildungsstufe und das Geschlecht erwähnen.

Daß die Kulturepoche alles relativieren kann, muß dem nachdenkenden Beobachter beispielsweise schon aus den Bemerkungen über die Entwicklung des Sportes aus Urformen sichtbar sein. Hätte jemand für das Mittelalter eine Philosophie des Sportes verfaßt, so müßte sie einen durchaus anderen Wertcharakter besessen haben. Und gerade jene Unterschiedlichkeit zwischen Hellas und uns muß jede absolute Parallelsetzung von Kulturepochen ausschließen lassen. Man kann Normen der chinesischen Kultur nicht unmittelbar auf das westliche Europa übertragen. Zwischen den Griechen und uns liegen 3000 Jahre und die Sportformen der Ägypter sind uns ebenso in zeitliche Distanzen gerückt. Das gilt für alle Kulturgebiete, also auch das Turnen im Rahmen körperlich bedingter Kulturarbeit. Wir können kein deutsches Turnen im Sinne Jahns heute mehr etablieren. Wer das tut, übersieht die Veränderung der Zeitepoche, merkt also nicht, daß unsere Zeit vielfach ganz und gar andere Forderungen stellen muß als die Epoche um 1800. Das war der Grund, weshalb so eingehend die Schichtung der drei gegenwärtigen Generationstypen geboten wurde. Nur so erkennen wir die relativen Bedingungen für diese oder jene Zeitvertreter, und es ist bei uns wirklich nicht einfach, hier Entscheidungen durchführbarer Art zu finden, wenn man drei verschiedene Zeittypologien nebeneinander wirken sieht. Niemand darf daher im einzelnen Falle die absoluten Bedingungen des Sports ohne Rücksicht auf die Zeitepoche betrachten. Niemand darf ohne weiteres Analogien aus einem Früher ziehen. Erklären kann er alles so, aber er wird im Praktischen die Anpassung an die teiligen Beziehungspunkte im Sportwesen dauernd wieder zu beachten haben. Gerade in dieser Teilbedeutung spricht ja das Leben am unmittelbarsten zu uns.

Und wie das Lebendige auch kein Absolutes ohne Rücksicht auf die Zeitepoche duldet, so kennt es auch kein Absolutes, ohne durch die Rasse zu differenzieren.

Die Rasse ist ein sehr wichtiger Wert, der immer wieder den Sport und seine Auswirkungen bedingen kann. Wir erinnern uns allein der entwicklungsgeschichtlichen Bemerkungen, in denen die Rolle der angloamerikanischen Rasse nachhaltigst hervorgehoben ward! Auf diese sehr schwierigen Dinge der Rasse werde ich in einem anderen Buch und mit erweitertem Aspekt später eingehen. Die Fragen sind ungeheuer verwickelt, denn leider ist das Rasseproblem eines derjenigen, die nicht ohne Leidenschaft erörtert und in der Wissenschaft behandelt wurden. Man sah Fälle, in denen die Wissenschaft vorgefaßte Rasseansichten beweisen — mußte, und man beobachtete, daß der Begriff Rasse auch inhaltlich uns recht erhebliche Schwierigkeiten macht, wo durch das historische Werden die eindeutige Rasseabgrenzung erschwert wird; etwa wie bei uns. Einiges können wir auch hier anmerken: daß der orientalische Rassetypus z. B. eine ganz und gar andere Sportbegabung besitzt als der nordische, oder daß er auch innerlich eine geänderte Einstellung zum Sportleben bevorzugt. Ebensowenig ist zu bezweifeln, daß die primitiven Naturvolkkrassen vielfach eine völlig unvergleichbare Verhaltensweise zum Sport offenbaren. Nicht, daß sie sportfeindlich wären oder sportunbegabt; aber ihre Interessen und ihre spezifischen Anlagen wie vor allem die Auffassung des Sportlichen hat andere Bedeutung. Verschieden gerichtet bleiben auch der Ostasiate und der Amerikaner, schließlich der Franzose und der Engländer. Wir erwähnten jene rassebedingte Sportstilistik, konnten damit freilich nur einen einzigen Punkt mit heranziehen, der von der Rasse abhängig ist. Das alles bedeutet sicherlich Relativierung der Sportsidee. Das alte Wort „Eines schickt sich nicht für alle“ paßt auch hier, wie es für die Kunst oder die Musik oder die Religion zutrifft. Die Rasseeigentümlichkeiten gehen beim Körper und seiner Ausdrucksgebung bis in Kleinigkeiten. Der Chinese mit den kurzen Armen, der Pole und Slawe mit den flinken Fingern, der Romane mit seiner ausgeprägten Haltungstypik, der Angloamerikaner mit seiner zähen stämmigen Wesenheit: das sind Sporttypenunterschiede, wie die zwischen dem langen Friesen, dem flitzigen, hastigeren Berliner oder dem eleganten und humorigen Rheinländer. Der kleingebaute Sachse und der längere Hamburger sind unvergleichbar sportbegabt. Alle diese Dinge wollen wir nur in Telegrammsprache erwähnen! Aber sie zeigen uns, was alles Rasse bedeuten kann. Größeren Zusammenhängen muß vorbehalten bleiben, diese

Einzelheiten zu belegen und zu erläutern. Hier würden wir dem Sport vorerst nur zu erhebliche Schwierigkeiten aufürmen, wenn wir seine Philosophie durch rassebedingte Bezugssysteme durchkreuzten.

Daß das Alter eine grundsätzliche Differenzierung der Sportsidee bedingt, ward oben mehrfach erwähnt, als wir z. B. vom Sport als Haupterlebnis und Beruf sprachen und die amateurhafte Erholungstätigkeit nannten, oder an die Sporttragik erinnerten, die der Altersfortschritt dem Meister bringen kann. Das Alter ist einer der wichtigsten Faktoren, die den Ursinn des Sports relativisieren. Was die Jugend in voller Kraft fordert, kann der ältere Sportler nicht mehr erfüllen, und was dem gereiften Manne selbstverständlich wäre, sieht die Jugend nicht ein. So kann es kommen, daß Berufsideale von der Jugend übersteigert werden, daß Roheit und Brutalität beim jungen Sportler deutlicher in Erscheinung treten, daß die Frage der einzelnen Sportarten (etwa auch der Sonnenkultur) ein erhebliches Problem ist, indessen die älteren Menschen das alles in sich versinken sehen. Und weiter, wenn der ältere Sportler sich Gedanken macht über die Heranbildung eines guten Nachwuchses, oder wenn er bewußt von den sittlichen Werten im Sport seine bestimmte Meinung hat, die sich in Erziehungstaktiken äußert, oder wenn er die kulturelle Einordnung des gesamten Sportes von sehr viel anderen, als bloß sportlichen Dingen abhängen sieht (etwa vom Wirtschaftlichen oder auch der Politik), so sind das Gesichtspunkte der Generationen, die sich nicht decken können, die aber eine sehr gute Synthese der Sportsidee darstellen werden. Es ist so, daß diese Generationen und ihre verschiedenen Meinungen sich ergänzen, da jede wegen ihrer relativen Einstellung Lücken aufweisen muß. Der Philosoph wird aus diesen verschiedenen Stellungnahmen erst das Wesen des Ganzen ableiten. Allein recht hat hier niemand — ein Recht für alle gibt es umgekehrt ebenfalls nicht. Der Sport erinnert an die Prägung aller der Gebiete, die irgendwie vom freiwilligen Ermessen und der persönlichen Gestaltungsfreude abhängen. Auch die Gesetze der Kunst haben so ihre altersgemäßen Einschränkungen und relativen Beziehungen. Ersehen wir doch sogar in den ganz und gar nüchternen Feldern, wie dem Wirtschaftsleben, wie hier die Generationen prinzipiell auf sehr verschiedene Zusammenhänge achten und sich danach auch abweichend einzustellen belieben. Die Erscheinung des Streikens ist immer eine Angelegenheit der

Jüngeren und der Ungelernteren; und das auf einem Boden, bei dem dort alt und jung, gelernt und angelernt den einen einzigen Weg verfolgen: Geld zu verdienen. Wenn solche sehr klaren Unterschiede einfach ableitbare Gesetze bereits im Wirtschaftsgebiete ausschalten, dann müssen wir erwarten, daß der relativierende Einfluß bei einem Sonderfach und einem freiwilligeren Kulturelement wie dem Sport erst recht nicht wenige, allgemeingültige Prinzipien ermöglicht. Aber weil praktisch ein Durch- und Nebeneinander der Ansichten und Lebensgewohnheiten im Sport erschien, mußte das Streben nach Grund und Boden in der abstrakteren Idee zunächst Aufgabe werden. Solange alles unvermerkt und unterbewußt sich abspielt, ist kein Weg des Kräfteausgleichs und der Ökonomik in der Kultur eines Gebietes möglich. Man verpulvert seine Kräfte immer nur an den Reibungsflächen, an den Gegensätzen, ohne sich darum zu kümmern, woher diese kommen und was ein Gemeinsames, der Idee nach Bleibendes sein würde.

Dasselbe gilt von den Bildungsunterschieden.

In dieser Beziehung sehen wir zweifellos eine gewisse Enttäuschung gerade bei uns blühen, und das ist ein rassebedingter Grund. Wir treiben immer noch einen sehr stark soziologisch abhängigen Sport. Die Angloamerikaner sind auf vielen, wenn auch nicht etwa allen Gebieten, zu der Möglichkeit des sozialen Ausgleichs vorgertückt. Man fragt an sich in Amerika ja niemals nach dem, was einer war, oder dem, was er ist, sondern danach, was er leistet. Unsere Kulturwelt richtet sich nach Bildung, nach Vorgeschichte, nach Einkommen, nach Familie und allen möglichen Dingen, die mit der Leistung nicht das geringste zu tun haben müssen! Was hilft das Abiturium, wenn der Fleiß im Studium fehlt oder die dazu nötige Begabung; was heißt gute Familie, wenn wir nicht wissen, ob sie nicht schon degenerative Lebensgebräuche mit sich führt; was heißt Reichtum, wenn wir dadurch keine Garantie erhalten, daß die SportEinstellung mit Geld innerlich wertvoller sich auswirkt — als beim armen Manne? Das alles sind Vorurteile aus der Zeit der Kasten und der Ständeeinteilung. Wir können sicherlich nicht verkennen, daß alte Familienkultur ihren sehr erheblichen Wert besitzt. Aber daß sie ebensowenig eine Gewähr für Leistung verspricht wie das sogenannte gehobene, als Begabte geförderte Proletariat (ohne die Kinderstube), das haben wir allzu oft erleben müssen. Im Sport finden wir diese Relativierung oft so ausgedrückt, daß Sportarten

für die Kultur des „kleinen Mannes“ gepflegt werden und daß, wenn vom Ethos die Rede ist, andere Bildungskreise diese Notwendigkeit auf ihre snobistischen Sportmethoden nicht zu übertragen wünschen. Sie lehnen als Personen Ethisierung ab, da sie nach Volkserziehung schmeckt. Alle solche Dinge sind unerfreulich, aber auch sie durchkreuzen wieder den absoluten Sinn. Richtig bleibt, daß der Mann von Muße und Stellung ganz und gar anders Sport betreiben kann als der Mensch des Fabriksaals mit seiner knappen Zeit und dem geringen Geld. Wer daher im Sport etwa gerade auf das Ästhetische den Wert legen will, muß notgedrungen relativisieren! Man kann fordern, daß frische Wäsche, eine Kultur der persönlichen Sauberkeit und der hohen Pflege des Sportplatzes Bedingung sein muß für Sport: über die Abhängigkeit dieser Forderungen von der soziologischen Bedingung der Mittelstellung ist man sich klar dabei! Man kann die Verrohung durch den Fußball im Proletariat bekämpfen, soll aber dann angeben, in welcher anderen Weise ein billiger Volkssport mit Ball zustande kommen soll, der den Interessen der Schichten entsprechend liegt? Man kann auch in gemeinsamen Lehrgängen manchmal nicht verhindern, daß sich soziologische Gruppen bilden. Draußen im Kriege hat die Gefahr und die Angst die Menschen zusammengeschweißt und die Unterschiede verwischt. Schon in den Armierungsbataillonen waren deutliche Standesdifferenzen in echt heimischer Form spürbar. Und heute in der Friedenswirtschaft gibt es keine soziologisch unzerissene Gruppengemeinschaft mehr, auch nicht in der Fabrik. Der Gebildete sieht den Sport mit seinesgleichen nur in Parallelen, er bespricht die Fragen in anderer Form. Das läßt sich leider bei unserer Mentalität nicht verhindern und hat bewirkt, daß auch der Gedanke der gemeinsamen Hochschule für den Sport praktisch zu erheblichen Reibungsflächen führte. Wir sind unglücklich in unserer erbgemäßen Schichtenscheidung, aber es ist interessant, zu beobachten, daß auch die sogenannten unteren Schichten einen erheblichen Ehrgeiz haben, sich abzusondern und die Divergenz der sozialen Lage gelegentlich zu unterstreichen. Das wirkt genau so schnurrig wie die überbetonte Feudalität oder die frisierte akademische Allüre anderer Kreise. Der Proletarier betont seine andere gesellschaftliche Einordnung fast mit einer gewissen Sentimentalität, und er steht gern mißtrauisch anderen Personen gegenüber, die versuchen, ihn unbefangen zu nehmen als Mensch, wie er ist. Er wartet

fast auf irgendeinen Hintergedanken dabei, oder er fühlt sich nicht recht frei bei einer solchen Mischung unserer alteuropäischen Schichten. Das alles relativiert unseren Sport immer noch. Nur wo Instinkte kommen, werden die Unterschiede vergessen. Und so leider gerade bei pseudosportlichen Vorgängen: beim Totalisator, beim Wetten oder bei dem Anklingen jener Urtriebe, die zwischen Schadenfreude, Gruselerstreben, unverhüllter Bestialität bis zu den sublimen Bemäntelungen des Eros schwanken. Darin sind sich „die Menschen“ dann wieder gleich.

Endlich noch die Einflüsse, die die Geschlechtsunterschiede beim Sport bewirken können. Dieser letzte Gedanke führt etwas weiter.

Wir müssen hier uns vorerst einmal daran erinnern, ob und inwieweit wir heute in der Wissenschaft die Unterschiede der Geschlechter zu behandeln haben? Wenn wir vom Unterschied der Geschlechter in körperlich-seelischer Hinsicht reden, so ist der Gedanke der Differenzierung bereits vorweggenommen. Wir können und mögen uns erinnern der Agitationszeiten, die noch gar nicht zu lange her sind, in denen dies Problem um die Fragen der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung und um Dinge des Studiums und der Pädagogik überhaupt sich drehte. Damals standen das männliche und das weibliche Geschlecht sich in feindlicher Polarität gegenüber. — Heute ist man ruhiger und objektiver, seitdem die sogenannte Frauenfrage eine gewisse Lösung gefunden hat. Und wir gewahren, wie das Thema der Geschlechtsunterschiede teils mit Hilfe der experimentellen Psychologie, teils statistisch und aus Gesichtspunkten allgemeiner Beobachtungen her versucht wurde zu klären. Was kann der Sport heute in der Relativierung seiner Werte und Wege daraus lernen?

Das experimentelle Ergebnis an sich, das seelische Unterschiede herausarbeiten soll, kann ihm nicht unbedingt beachtlich sein, denn für Sportfragen enttäuscht es zu stark. Wenn wir hören, daß die Frau im Optischen besser arbeite, daß sie geduldiger, fleißiger und artiger den Vorschriften folge, daß sie religiöseres Interesse und eine heitere Stimmungslage des Geistes besitze, so gibt uns das hier ebensowenig Belangvolles wie die Feststellung des männlichen abstrakten, technischen Denkens, des Hangs des männlichen Geschlechts zur Satire, zum Zynismus und der Pornographie, oder der Einstellung auf eine selbständigere und aktivere Lebenshaltung. Was kann der Sport machen mit dem bekannten Intervariations-

gesetz nach Lipmann, nach dem das weibliche Geschlechts stets in den Extremleistungen irgendeines Gebietes weniger häufiger vorkomme als das männliche? Daß es also die erheblichen unterwertigen Leistungen verhältnismäßig ebenso rar biete wie die beträchtlich überwertigen. Sei es in der Kriminalität, der Intelligenz, dem Alkoholkonsum oder sonstwo. Wir können höchstens bestätigen, daß die Frau auch sportlich nur relative Rekorde, nämlich die ihres Geschlechts, halten kann, daß sie tatsächlich im allgemeinen weder ganz unten noch ganz oben im Sportbetriebe steht: aber die besonderen Ausnahmebedingungen sind noch zu erwähnen!

Auch Erfahrungen aus der Arbeitspraxis des Wirtschaftslebens kommen für den Sport in Betracht. Das weibliche Geschlecht arbeitete stets fluktuierender, es kommt und geht mehr hierhin und dorthin, es wechselt die Stellen gern und ist auf dem Arbeitsplatz wieder artiger, im kleinen zuverlässiger, bei Abweichungen vom Gewohnten dagegen meist schneller verwirrt als der männliche Konkurrent. Manches kommt relativierend auch für den Sport in Betracht.

Wichtiger sind aber neuere wissenschaftliche Erkenntnisse, die auf geistigem Gebiete, ähnlich wie bei körperlichen Zusammenhängen, nicht so Unterschiede, sondern Mischungen der Geschlechtstypik fanden. Entweder eine Art Angleichung der Gegensätze zur neutralen Mitte oder die Möglichkeit des Umwechselns der beiden Geschlechtscharaktere beim selben Individuum; also eine Art Bisexualität.

Biologisch kennen wir diese neutralen und zugleich bisexuellen Möglichkeiten etwa schon zu Spannen vor der Geburt, in denen nicht gesagt werden kann — jedenfalls nicht nach unmittelbar merklichen Anzeichen —, ob das künftige Wesen männlich oder weiblich werde. Wir kennen ferner die Umschlagserscheinung der sekundären Geschlechtsmerkmale im Alter. Die Greisin bekommt Bart, tiefe Stimme und hagere Formen, der Greis kann feminin in Wesen und Körperbau werden. Das ist ein typischer Umschlag, der die Doppelheit der Geschlechteranlagen beim Menschen nahelegen mag. Dann aber vor allem die Angleichung in der Kulturzone. Die Mode (Bubi- und Pagenkopf, Tracht der Männer femininisiert) zeigt immer wieder — auch in früheren Jahrhunderten und vor allem bei anderen Völkern (China z. T.) — eine Umschlagserscheinung der üblichen Geschlechtsdifferenzen ins Gegenteil. Arbeit und Beruf end-

lich nivellieren die Differenzen geistig und formal oft sehr erheblich. Das alles sind wichtige Befunde, die der Sport mitbeobachten wird. Wir kennen jedoch eine Zone, in der wieder die Differenzen sehr stark herauskommen: und das ist die Zeit der Entwicklung, insbesondere die Pubertät.

Hier gewahren wir normalerweise auf der einen Seite das typisch weibliche Schwärmen, die Einstellung auf Passivität im Abwarten, wie aus Selbstschutz der Person, beobachten wir die märchenhaft-mystische Romantik und die frühe Einstellung aufs Erwachsensein. Beim Jungen dagegen Logik, Skeptizismus, starke, schon durch den Körper veranlaßte Aktivität und erheblicher Tatendrang, sachliche Interessen für Wirtschaft, Technik und manchmal auch Politik, wie es das gleichaltrige Mädchen nicht kennt. Das in einer Zeit der betonten körperlichen Entwicklung.

Und hier kann der Sport gerade wieder für sich lernen.

Denn was ist alles verschieden bei beiden Geschlechtern, gerade in dieser Zeit des Werdens und später bei dem ausgereiften Erwachsenen? Anders, wenn wir ganz und gar absehen von den natürlichen biologischen Sexualunterschieden primärer Ordnung?

Die Körpermaße divergieren, die Proportionen, das Gewicht, die Länge. Vom Kopf bis zum Fuß ist alles etwas anders bei Mann und Frau. Und das bedingt sofort sportliche Unterschiede, ja Ausschluß der Frauen von manchen Männersports. Die Energetik ist verändert. Mögen alle seelischen Unterschiede und jede formale Erscheinung nach Haltung, Kleidung und Gebaren die Unterschiede verwischen lassen. Am Dynamometer, am Ergographen, bei Hub- und Kraftleistungen sehen wir Unterschiede. Anders ist auch die Blutzusammensetzung, anders die Konstanz der körperlichen Leistung bei beiden Parteien, denn die Frau zeigt immer eine erheblichere Schwankungsbreite im großen Ablauf längerer Zeitspannen. Das aber hängt wieder mit divergenten Funktionen zusammen. Die körperliche Periodik der Frau ist deutlich gegeben. Neuerlich glaubt man auch eine Periodik des Mannes beobachtet zu haben. Aber wenn die Anzeichen stimmen, ist sie 23 tágig gegenüber den 28-Tage-Phasen des Weibes. Weiter hat die Frau die Möglichkeit der Gravidität und die besonders schwierigen Zeiten des Klimakteriums zu überwinden. Etwas unmittelbar Gleiches findet sich funktionell beim Manne nicht. Endlich sehen wir Unterschiede in der biologischen Struktur der Persönlichkeit, was viel mehr ist als die nur seelische

Einstellung des ganzen Menschen. Die Frau ist von Natur stärker rhythmisch eingestellt (im allgemeinen und wiederum unter Betonung der Rasse. Bei den Negern scheint es z. T. anders zu sein.). Sie ist biologisch mehr zu Expressiven gerichtet. Sie steht persönlich der Natur näher in ihrer Art, ihrem gesamten biologischen Habitus. Sie drückt ihr Inneres in entsprechender Symbolik aus, und sie fühlt sich der Natur stärker ein als der Mann. Sie ist vegetativer in ihrer Struktur, könnten wir auch sagen. Während also alle seelischen Unterschiede heute zur Nivellierung führen mögen, sehen wir hier auf dem Urboden des Sports, auf Bios, die Verhältnisse wesentlich anders liegen. Und hieraus folgern nun für den Sport ganz bestimmte wichtige Konsequenzen. Da die Geschlechter so eigenartig divergent auf biologischer (nicht nur psychologischer) Ebene erscheinen, werden ihre Eigenarten den Sport so relativisieren, daß jedes Geschlecht teils ungünstigere, teils spezielle wertvolle Wirkungen auf das Sportsganze ausübt.

Was können wir daher praktisch dazu vermerken?

Seitens der Frau finden wir etliche deutliche Nebenwirkungen, die dem Sport schwerlich von großem Vorteil sein können. Wir erwähnten oben das Prinzip der Verniedlichung der Sportarten und führten Fälle boxender Filmdiven an. Wir hätten fechtende Tanzgirls, autosportelnde Rekorddamen und vieles mehr erwähnen können, das teilweise dem Sport die falsche Note gab. Die Frau diminutierte Dinge, die im allgemeinen nur von der biologisch dafür günstigeren Konstitution des Mannes bewältigt werden. Wir können auch an das Prinzip der Hypertrophie im Sport erinnern, den Grundsatz, auf jeden Fall sich als „gleichberechtigt“ mit dem männlichen Sportgenossen zu erweisen. Hier liegen Gefahrenzonen vor, die sich bis zum monströsen Hervorbringen der jahrmarkthaften Riesenweiber versteigern können. Hieraus aber entwickelt sich im Anschluß an übersteigerte Trainingskultur auch der Garçonnetyp der Sportlerin, den man teils ablehnen, teils schließlich als apart billigen kann. Die Amazone, die Virgosportlerin — oder das Neutrum in angenäherter Gleichförmigkeit. Ein Wesen, das auch körperlich erreichte, was, wie wir hörten, seelisch aus der Bisexualität möglicher wird. Das sind Wirkungen des Geschlechtsunterschieds im Sport, die ihn relativisieren müssen. Wir wollen aber auch positiv steigernde Wirkungen erwähnen. Hierzu zähle ich die Möglichkeit des Ausbaus paritätischer Sportgebiete für Mann und Frau, in denen

sie wirklich, ohne Verzerrung der Konstitution des einen der beiden Partner, gleichmäßig sich in gesunder Weise betätigen, ja sportlich Hand in Hand arbeiten. Beispiele hierfür sind heute etwa Reiten, Tennis, Schwimmen. Es gibt noch andere Möglichkeiten. Aber das ist sicherlich ein guter Wirkungsgrad aus der Divergenz der Pole. Auch die Herausarbeitung eines Kampfes gegen das Frauenalter — parallel zum jünger bleibenden Mann — ist eine treffliche Note, die wir hier erwähnen wollen, welche aber schon zur Körperkultur mit herüberleitet.

Und der Mann?

Negativ wirkt er, indem er beispielsweise erotisierte Sportformen als aktiver „Held“ kultivieren kann. Es gibt Übergänge, bei denen leider statt Sport Sexus die innerste männliche und eben typisch maskuline Rolle spielte. Wir erwähnten die Sonnenkultur und sagten, nur der Mann sei auf die Nacktkultur gekommen. Hier ist zu erinnern, wie sich dabei auch die männliche Homosexualität oder der (immer nur männliche) Exhibitionist außerordentlich wohl fühlen kann. Das ist eine der größten Schwächen maskuliner Sportkultur. Oder jenes andere: der Kanonenkult. Niemals ist er weiblich, denn dieser Kult gilt dem Maximum, das immer naturgegeben auf seiten des Mannes im Sport liegen wird, wenn wir die absoluten Ziffern der Leistung erwarten. Hier auch jene absterbenden Sportarten, die wir als Typen roher Dynamik kritisieren mußten. Alles das dient dem männlichen Sportler als Vorwurf. Wir rechnen ihm auch die sportliche Absurdität an, vom Motorbootbrett mit Fackeln bis zum Sprung in brennenden Kleidern, um an obige herausgegriffene Beispiele zu erinnern.

Auf der anderen Seite hat der Mann in seiner spezifischen Art dem Sport (von historischen Verdiensten, die niemand abstreiten wird, wollen wir überhaupt nicht reden) einige wesentliche Inhalte geschenkt. Er ist Träger einer werdenden Sportwissenschaft; die Frau schweigt sich aus, genau wie in der Körperkultur fast durchweg. Im Sportwissenschaftsgebiet spielt sie nicht die geringste Rolle und interessanterweise auch nicht im Frauensport, der männlicher Untersuchung anheimgestellt ist, ob wir an Meßtechniken, Leistungskontrollen oder Training denken! Dem Manne verdanken wir den ausgebauten Amateursport: zur Hebung der Berufstüchtigkeit, hinsichtlich der Erfassung breiter Menschenmassen und zwecks Pflege eines gesunden Nachwuchses. Und endlich ist der Mann der Faktor,

der sich um die objektive Sportgestaltung bekümmerte, über das sportliche Feld hinaus; als Beruf, als Unterrichtsfrage, als Begriff der staatlichen Angelegenheit und im Sinne einer kulturellen Problemstellung.

Wer kann sagen, wer der bessere Partner sei, Mann oder Frau? Wer der gerechtere Freund der Sache ist, diese oder jener? Nehmen wir an, daß beide in ihrer relativen Geltung recht behalten und vergessen wir nicht, daß über allem für immer die Idee den Sieg davontragen muß!